

## Eindrücke aus Namibia (2005)

Von Nicole Borgmann

„Es ist bereits öfters die Frage aufgekommen, ob Namibia denn überhaupt ein Entwicklungsland sei, nachdem was ich hier so beschreibe. Ja, Namibia zählt tatsächlich als Entwicklungsland. Wenn man direkt in Windhoek ist, merkt man davon rein gar nichts. Hier reiht sich Shoppingmall an Shoppingmall, riesige Supermärkte offerieren eine große westliche Auswahl, es gibt zahlreiche Juweliere und Autohäuser der bekannten renommierten Marken. Tatsächlich leben hier jedoch über 50 % der Bevölkerung mit weniger als US\$ 2 pro Tag. Nach offiziellen Statistiken ist jeder Fünfte HIV positiv (inoffiziell ist die Zahl wahrscheinlich noch höher, da Ärzte zum Teil dafür bezahlt werden, negative Testergebnisse auszustellen) und die Lebenserwartung entspricht demgemäß nur durchschnittlich 46 Jahre.

Bis jetzt sind mir Begegnungen mit der Armut fast komplett erspart geblieben. Stattdessen zeigt Namibia mir sein anderes Gesicht. Jeden Morgen ist der Himmel blau und wolkenlos und die Sonne scheint so warm, dass man nicht glauben mag, das eigentlich Winter ist. Wenn ich nach Feierabend auf meinem zehninütigen Heimweg bin, leuchten die umliegenden Berge – Windhoek liegt auf 1700 m – in einem unbeschreiblich weichen, warmen, fast rosafarbenem Licht. Ein wunderbarer und unvergesslicher Anblick, den ich so noch nirgendwo anders gesehen habe. Und sobald man bei Dunkelheit außerhalb der beleuchteten Stadt ist, präsentiert sich einem ein einfach einmaliger Sternenhimmel über Namibia, der laut Reiseführer der schönste der Welt sein soll.“

„Zum ersten Mal seit ich in Windhoek bin, habe ich in Begleitung von Kollegen Katutura besucht. Dieser Stadtteil von Windhoek beherbergt hauptsächlich die schwarze Bevölkerung und wurde in den Fünfzigern von den weißen südafrikanischen Besatzern als eine Art Ghetto errichtet. Wer zugibt, dass er dort lebt, wenn auch nur vorübergehend, erntet zumeist ein skeptisches Naserümpfen oder ein „Aha...“ was eher entschuldigend oder mitleidig als interessiert klingt. Manch einer mag geschockt sein beim Anblick der heruntergekommenen aber farbenfrohen kleinen Häuser, deren Grundstück mit Maschendrahtzaun abgegrenzt ist, sowie den Wellblechhütten, die in Deutschland – wenn überhaupt - allenfalls für Gartengeräte gut genug wären, nicht aber für die Unterbringung von Menschen.

Katutura ist anders, ist eigentlich nicht Windhoek, ist eine andere Welt, nur vier Kilometer von meinem kleinen Paradies entfernt. Katutura und „Downtown“ verhalten sich wie Tag und Nacht. Katutura ist arm, Katutura ist dreckig und wer weiß, in manchen Ecken wahrscheinlich

auch gefährlich. Und doch pulsiert hier das Leben. Bunt gekleidete Herero-Frauen in ihren viktorianischen Gewändern bahnen sich am Sonntagmorgen den Weg zur Kirche und wecken meine neugierigen Blicke. Während Downtown die Kellnerinnen im El Cubano Touchscreens mit Fingerabdruck-Scanner bedienen um den Überblick über die Bestellungen ihrer Gäste zu behalten, besteht eine Kneipe hier aus ein paar Wellblechwänden, Plastik-Gartenstühlen, alten Sofas und einer häufig vergitterten Theke. 0,75 Liter Bier kostet N\$8, umgerechnet knapp einen Euro. Dafür kriegt man in Deutschland noch nicht mal ein kleines Kölsch. Die Atmosphäre ist unbeschreiblich: Ich bin die einzige Weiße unter Schwarzen, werde von allen Seiten beäugt und dennoch mit einer Herzlichkeit empfangen, die ihresgleichen sucht. Ich werde offen angelacht – von Männern *und* Frauen - und selbst als ich die hochmoderne Digicam zücke, ruft das eher Begeisterung als Neid und Missgunst hervor, was die Menschen hier umso bemerkenswerter macht. Auch ein Kapitalistenschwein wie mich, das zehn Autominuten entfernt im Luxus lebt und sich von schwarzen Angestellten aus den Reihen dieser Leute das Frühstück servieren und das Klo putzen lässt, empfängt man inmitten von Wellblech, Staub und zum Teil etwas gewöhnungsbedürftiger afrikanischer Popmusik mit offenen Armen.

Wie in Livingstone laufen die Kinder barfuß, spielen noch im Dunkeln auf der Strasse und ich frage mich, wie wohl ihre Lebenschancen aussehen. Um 17 Uhr ist Schichtwechsel in der riesigen Textilfabrik am Rande des Townships und der Aufbruch der Arbeiter erinnert eher an Flüchtlingskonvoi. Und wieder fühle ich mich elitär, mit meiner Bildung, mit meinen Zukunftsaussichten, mit meiner Digitalkamera, der Kreditkarte in meinem Portemonnaie und nicht zuletzt auch mit meiner Hautfarbe. In diesen Momenten verfluche ich den Gedanken an die Tretmühlen, in die man sich begibt, nur um immer weiter zu kommen, sich selbst etwas beweisen zu müssen, und sich damit vielleicht irgendwann selbst den Rest zu geben. Den Reichtum in Katutura misst man nicht in Dollar, Aktien, Autos, Laptops oder einem First-Class-Fitnessclub und ich wünsche mir, ich könnte diese stille Botschaft der Menschen in „meine Welt“ mitnehmen, wohl wissend, dass mich „meine Realität“ wieder einholen wird, sobald ich mich Downtown wieder in den Kommerz stürze, und sei es nur für überteuerte deutsche Kinder-Schokolade. Was ist Downtown schon 1 €?“

„Diejenigen, die meine Einstellung zur Kirche kennen, wird es überraschen, dass ich am letzten Sonntag tatsächlich freiwillig und aus Eigeninitiative an einem Gottesdienst teilgenommen habe. Ich konnte es mir nicht nehmen lassen, mich einmal mitten in eine solche Gospel-Messe zu stürzen, in der Hoffnung, noch etwas abseits der deutschen Kirchen- und Glaubens“kultur“ zu finden. Domingo, unser Nachtwächter, hat mir bereitwillig seine Kirche und sein Viertel gezeigt, in beidem war ich mal wieder die einzige Weiße und

jeden Abend richtet mir Domingo neue Grüße aus und berichtet, wer alles nach mir gefragt hat.

In dem Teil Katuturas, in dem er lebt, sind die Häuser aus Wellblech und Presspappe, es gibt keinen Strom und den Wasseranschluss müssen sich mehrere Familien teilen. Das Badezimmer ist zumeist für jeden sichtbar auf der „Straße“. Domingo präsentiert mir stolz sein „Haus“, das er für N\$ 1000 (≈ 120 €) selbst gekauft hat. In Deutschland würde selbst eine abgewrackte Schrebergartenhütte besser aussehen und ich frage mich, ab wann die Leute sich hier selbst als arm bezeichnen. Domingo ist stolz: Er hat ein eigenes Haus und einen guten und sicheren Job in der Pension. Das ist sehr viel mehr als manch anderer hier besitzt.

Der Gottesdienst überrascht mich absolut positiv: Abgesehen, dass eine Stunde statt dreien für mich vollkommen ausreichend gewesen wäre, geht es hier bunt und fröhlich zu, die Leute tanzen zu den Liedern, singen kraftvoll und mehrstimmig und ich denke mit Grauen an die Grabesstimmung, die Selbstbeweihräucherung und langweiligen Predigten in deutschen Kirchen. Es ist ein Kommen und Gehen, es ist alles, nur nicht leise und hier zählt das Zusammensein, nicht der Zwang zu beten und fromm zu sein.

Da mich Katutura – wenn auch für meine westlichen Begriffe arm und schäbig - immer wieder mit seiner herzlichen, warmen und vor allem lebhaften Atmosphäre anzieht, habe ich letzte Woche Marybeth besucht, eine 40jährige Amerikanerin, die seit einem halben Jahr in einem Sozialprojekt Kinder jeden Alters betreut. Marybeth ist unglaublich, sie sprüht förmlich vor Energie und Frohsinn und man braucht nicht lange um festzustellen, dass sie lebt für die Arbeit mit diesen Kindern, die Waisen sind, sexuell missbraucht wurden, das AIDS Virus in sich tragen oder einfach nur einen Ort suchen, an dem sie etwas zu Essen und Zuwendung bekommen. Es ist schwer zu sagen, was für eine Stimmung man erwartet, wenn man sich in ein Umfeld wie dieses begibt, wo sich die eigenen Probleme schlagartig relativieren. Lachen und Fröhlichkeit ist es wahrscheinlich nicht und doch ist der Ort erfüllt davon. Dabei fällt es nicht leicht, mit anzusehen, wie sich die Kinder, die zumeist noch nicht mal einen Löffel haben, die nahrhafte Suppe mit Nudeln und Gemüse gierig mit den Fingern in den Mund schaufeln, oft sogar von Plastikdeckeln, weil sie keine eigene Schale besitzen. Marybeth tut alles für diese Kinder, lebt selbst spartanisch und zaubert großartige Spielideen aus einem Haufen Müll: Memory aus Tetra-Packs, Spielfelder aus Cornflakes-Packungen, Spielsteine aus Schraubverschlüssen. Ich kam, sah und staunte. Offensichtlich geht es auch anders.“